

Nr. 6 | Bromberg, den 9. Januar | 1927.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(41. Fortsetzung.)

In den erloschenen Zügen glomm ein Lächeln auf, ein häßliches, gemeines Lächeln, und die zitternden Hände griffen wie tastend in die Luft. „Die Sarolta...“ kicherte er. Sender sah ihn entsetzt an; der Mann, der bisher sein Mitleid erweckt, sah in diesem Augenblick überaus widrig aus. Dann wurde das Gesicht wieder stumpf wie zuvor.

Stickler zuckte die Achseln. „Nun und ihr, Kinder?“ wandte er sich an die anderen.

„Natürlich muß er mit“, riefen die Kassiererin und die Linden wie aus einem Munde.

Auch Hoheneichen, der bisher verdrossen dagesessen, stimmte ein. „Ja, Bruderherz, du mußt! Lassen Sie ihn nicht locker, Direktor, ich sage Ihnen, den hat der Schenius auf die Stirne geküßt! Du wirst einen Shylock hinlegen, daß ganz Borszczow wackelt. Ich würde dich schon herumkriegen, wenn mir die Kehle nicht so trocken wäre . . .“

Der Direktor verstand den Wink. „Ruben, ein Glas Bier für Hoheneichen!“

Alle machten große Augen, eine solche Freigebigkeit war wohl unerhört. An diesem Engagement mußte ihm sehr viel liegen.

„Bravo!“ rief er . „Natürlich wird Borszczow wackeln. Was sagen Sie, Können?“

Der Kleine fuhr zusammen, blickte Stickler ängstlich an, schwieg aber. Einen Augenblick war's still am Tische, und in diese Stille hinein tönte Birks Stimme.

„Nein“, sagte er dumpf. „Er soll nicht! . . . Soll nicht mit ins Elend hinein! . . . Ist noch so jung!“

„Birk!“ rief Stickler ärgerlich. „Du wirst bald ganz blödsinnig!“

„Ja!“ murmelte der Unglückliche und fuhr sich über die Stirne. „Ich fühl's . . . Aber darin hab' ich recht!“

Er erhob sich und schlich auf zitternden Knien hinaus.

Darauf war es wieder still. Endlich hatte sich Stickler gefaßt. „So was!“ rief er und versuchte zu lachen. „Weil er sich in Wien und München mit seinen Weibern um Kraft und Verstand gelumpt hat, darum soll unser junger Freund nicht auf zwei Tage nach Borszczow. . . . Tildchen!“ unterbrach er sich. „Da kommt sie ja! Tildchen, Stab meines Alters, du kommst zu rechter Zeit!“

Es galt der Schönau. In weit ausgeschnittenem, hellgrünem, schmutzigem Seidenkleid, künstliche Rosen im Haar, kam sie eben zwischen den Tischen auf die Schauspieler zu, von allen Seiten neugierig oder begehrlich angestarrt und die Blicke ebenso erwidernd. Die Wangen waren geschminkt, aber sie flammten offenbar auch in natürlicher Röte und die Augen blitzten.

„Guten Abend, Kinder! . . . Grüß Gott, schöner Fremdling! Daß du mir gefällst, hab' ich dir schon gesagt!“ Sie strich Sender ums Kinn. „O die liebe Unschuld, wie rot er wird! Auch im Theater, so oft ich ihn angesehen habe. Das reine Kind. O du Fratzerl du!“

„Tildchen! Das Fratzerl muß nach Borszczow mit. Sei du seine Amme!“

„Wird gemacht! Aber zuerst das Geschäft, dann das Vergnügen!“ Sie blickte sich im Saal um. „Gottlob, die Leuteln san no da. Das macht der Eisstoß. Drinnen haben mich die verrückten Polen nicht weglassen wollen, — „aber, Kinder“, sag' ich, „morgen ist mein Benefiz, ich muß den Leuten noch Karten anhängen! Von euren zwanzig Gulden“, sag' ich, „werd ich nicht fett!“ Die haben s' mir für vier Sperrsitz' 'zahlt!“ Sie holte die Scheine aus der Tasche und warf sie auf einen Teller. „Als gutes Beispiel! . . . Pepi, die Karten.“

Und sie ging an den Offizierstisch.

„Ein Teufelsmädel!“ lachte Stickler. Auch Hoheneichen, der glückliche „Bräutigam“, schien sehr vergnügt, nur Können saß finster da, seine Wangen flammten fast ebenso wie die Senders.

Sender litt es nicht mehr auf seinem Stuhl, ihm war's, als müßte er in dieser Luft ersticken. „Gute Nacht“, murmelte er.

„Aber was fällt Ihnen bei?“ rief Stickler. „Jetzt wird's ja erst lustig!“ Und als der junge Mann sich nicht halten ließ: „Wir sprechen morgen weiter!“

„Morgen“, sagte Sender, um nur loszukommen, und ging in seine Kammer. „Wir gehen nicht nach Borszczow“, sagte er, indem er sich zu entkleiden begann. „Nicht wahr, Moskal? Das fällt uns gar nicht ein.“ Und der Hund bellte und wedelte, als wäre er derselben Meinung.

Als Sender am nächsten Morgen erwachte, wies seine Uhr auf neun. Fast beschämt erhob er sich, so lang war er noch nie in den Federn gelegen. Auch die Lungen schmerzten ihn. „Heut' geh' ich mit den Hühnern zu Bett“, dachte er. „Denn morgen muß ich ja in aller Frühe fort! Das Benefiz kann ohne mich stattfinden . . . „Fratzerl —“ Du freches Ding!“

Als er die Treppe hinabging, hörte er plötzlich die nahe Kirchenglocke anschlagen. Ihr Ton klang heute anders als gestern, kurz, gellend. Die Schläge folgten sich rasch, unregelmäßig, immer schriller. Eine andere ferne Glocke fiel ebenso ein. „Feuer!“ rief Sender und stürmte in den Torweg.

Dort kam ihm die dicke Wirtin entgegen. „Erschrecken der Herr nicht, es ist nur eine Überschwemmung. Was geht den Herrn die Überschwemmung an?“

Ohne zu erwidern eilte er an ihr vorbei, die Straße hinab, dem Flusse zu. Noch immer gellte die Sturmglocke. Aus allen Häusern stürzten die Leute hervor, jammerten und schrien. Es regnete in Strömen, ein warmer Regen. In der Straße, die abwärts führte, war schwer vorwärts zu kommen, sie glich dem Rinnsaal eines Wildbachs.

Es währte lange, bis er die Bastion erreicht, noch länger, bis er sich durch die triefende, stoßende, jammernde Menge so weit durchgedrängt um das Flußtal übersehen zu können. Es war ein trostloser Anblick. So weit das Auge das dichte Regennetz durchdringen konnte, nichts als Grau, häßliches, schmutziges Grau, oben die Wolken, unten der Fluß. Die Riesenschlange war seit gestern ins Ungeheure angeschwollen, ins Endlose schien sich ihr Leib zu dehnen, denn nun hatte der Fluß die Äcker überflutet, und von jenen, die höher lagen, war der Schnee geschmolzen. Wasser, Wasser, nichts als graue, unheimliche Flut, vom Himmel stürzte sie nieder, aus der Erde schien sie emporzuquellen, als wollte sie alles Leben ersticken. Man sah förmlich das Steigen des Wasserspiegels. Noch hatten eben die Gartenzäune unten über ihn hinausgeragt, nun sah man nur noch die Spitzen — jetzt verschwanden auch diese.

Von den Häusern dicht am Fluß ragten nur noch die Strohdächer hervor. Aus einzelnen Dachluken sah man die Bedrohten mit Tüchern winken, ihr Rufen vernahm man nicht. Aus den anderen, höher gelegenen Häusern flüchteten eben die Bewohner; mit entsetzten Gesichtern wild durcheinander drängend, man sah förmlich ihr Angstgeschrei, aber man hörte es nicht. Auch das Klatschen des Regens, das Plätschern der Flut, das Poltern des Trümmerwerks, das unten dahintrieb und aneinanderstieß, drang nicht ans Ohr. Denn ein ungeheures, betäubendes Geräusch schwamm unablässig in den Lüften, kaum auf Sekunden ersterbend, dann immer stärker anschwellend: das Krachen im Eis. Wie wenn ein Orkan in eine Riesenharfe greifen würde, klang es: jetzt überaus gellend, daß es durch Mark und Bein schnitt, dann dumpf dröhnend wie Kanonendonner, bald wieder ein minutenlanges Knattern, als zersplitterten jählings alle Äste eines Waldes, dazwischen als unheimlichstes Getön jenes Gurgeln und Glucksen der eindringenden Flut, als hätte sich ein Schlund aufgetan, alles Lebende hinabzuziehen. Selbst der Ton der Notglocke war vor diesem ungeheuren, die Sinne betäubenden Klingen und Dröhnen kaum hörbar.

Das Eis barst, aber es stand noch. Immer häufiger sah man einen Block emportauchen, sich aufrichten, als wollte er über den Spiegel hinwegsehen und dann reglos liegen bleiben. Noch war die Flut nicht mächtig genug, sie vor sich herzurollen, sie blieben liegen und versperrten nun den Wassern den Weg. Daher das zähe Steigen des Spiegels, die wachsende Überschwemmung. Haus um Haus, Gasse um Gasse der Unterstadt wurden überflutet.

Die Notglocke heulte unablässig; ihr Hauptzweck, Helfer herbeizurufen, die Leute aufzustacheln, blieb unerreicht. Der Slawe ist schwer zur Selbsthilfe zu bringen, das liegt nicht in seiner stumpfen, entsagungsvollen Natur, noch schwerer der Jude, er ist ungewohnt, der Gefahr die Stirne zu bieten, und verliert leicht den Kopf. Fast nur die Soldaten sah man in Kähnen am Rettungswerk, selten mengte sich unter die weißen Uniformen der Pelz des Bauern, der Kaftan des Juden. Die Pioniere aber waren mit der Rettung der Brücke beschäftigt, indem sie die Ketten so hoch wie möglich zu winden suchten. Aber es ging schwer, weil sich das Eis an die Kähne gesetzt und sie festhielt oder niederzog. Noch immer standen die Bohlen über Wasser, aber der Verkehr war nun eingestellt.

Angstvoll starrte Sender auf die Brücke nieder. Die Umstehenden zu fragen, hatte er aufgegeben, es gab jeder eine andere Antwort. Da sah er seinen Sitznachbar von gestern abend, den Doktor Tittinger, in der Menge auftauchen, und drängte sich zu ihm durch. Ob er morgen früh nach Czernowitz könne, fragte er.

„Nein," erwiderte der Advokat. „Dies selbst im besten Falle nicht. Gelingt es, die Brücke so weit zu heben, daß der Eisstoß unten hinweggehen kann, und kommt dieser schon heute, so können Sie Montag hinüber. Aber ich glaube nicht, daß es gelingt, und beschädigt das Eis die Brücke, so sind wir wohl für eine Woche von der Bukowina abgeschnitten."

„Eine Woche!" rief Sender angstvoll. „Aber es muß doch irgendwo oben eine Brücke geben!"

„Auf zwei Tagereisen nur Fähren", war die Antwort. „Wäre der Dniester so leicht überbrückbar, wir hätten längst eine steinerne gebaut. Nur oberhalb Halicz ist eine, dort ist der Fluß noch zahm und klein. Aber das ist, wenn Sie nach Czernowitz wollen, ein Umweg von etwa fünf Tagereisen, da warten Sie lieber hier!"

* * *

Dreiunddreißigstes Kapitel.

In rechter Angst ging Sender ins Hotel zurück. Vom Torweg blickte ihm der hellrote Zettel entgegen — der war an allem schuldig! Aber im Vorbeigehen hielt er doch an und las. Das heutige Kunstwerk glich dem gestrigen, nur fehlte das Doppelspiel von Judenfeindschaft und »Freundschaft, dafür war eine Ansprache beigefügt, ungefähr dieselbe, welche die Schönau gestern gehalten, nur noch zweideutiger. „Dieser Mensch gibt sich doch zu allem her", dachte Sender, halb mitleidsvoll, halb verächtlich. Übrigens fand sich auf diesem Zettel auch eine Bemerkung, die nur den Christen galt: „Karten sind auch bei der Benefiziantin, im Hotel Gurkensalat, Zimmer Nr. 3, persönlich zu haben. Freundlicher Empfang!"

Als er in die Wirtsstube trat, das versäumte Frühstück nachzuholen, fand er Können am Tisch neben dem Fenster; er malte eben mit Pinsel und Schablone die Borszczower Zettel fertig. Mit demütiger Freundlichkeit begrüßte er Sender: „Die Notglocke hat ja aufgehört, ich hoffe, Sie können morgen reisen."

Sender zuckte die Achseln. „Aber nach Borszczow gehe ich keinesfalls!"

Der kleine Mann atmete auf. „Da haben Sie recht", sagte er fast freudig. „Ich war schon in rechter Sorge. Glauben Sie mir, Birk hat wahr gesprochen. Es wäre nur ein Schritt ins Elend hinein, aber auch der soll Ihnen erspart bleiben. Und dann, wer weiß, vielleicht käme ein zweiter und dritter nach."

Er sprach so eifrig, daß Sender befremdet war. „Ich danke Ihnen", sagte er und setzte sich an sein Frühstück.

„Nichts zu danken", erwiderte Können. „Nichts", wiederholte er nach einer Pause. „Ich muß es Ihnen sagen, es freut mich nicht bloß Ihretwegen." Er war rot vor Verlegenheit. „Auch meinetwegen. Und daß ich es Ihnen gestehe, das soll die Strafe für meinen Wahnsinn sein. Also mich freut's auch deshalb, daß Sie nicht den Shylock bei dieser Truppe spielen, weil Stickler die Rolle mir versprochen hat. Und wenn nicht ich, dann auch kein anderer."

Sender schwieg; was war auch darauf zu sagen?

Können erriet seine Gedanken. „Wahnsinn, sagen Sie. Sie haben mich ja gestern gesehen. Freilich spiel' ich nicht immer so erbärmlich, auch war ja das Unglück mit der Maske dabei. Ich habe sie mir sehr fein ausgedacht, aber sie ist mir mißlungen. Das kann auch dem größten Schauspieler passieren, nicht wahr? . . . Aber was lüge ich da?" unterbrach er sich heftig. „Immer spiele ich so schlecht, immer! Und dennoch dieser Wahnsinn, sagen Sie. Ja, dennoch, lieber Herr, dennoch!" Er seufzte tief auf.

„Wenn Sie es nur erkennen", tröstete Sender. „Und mit der Maske haben Sie ja recht!"

„Auch darin nicht", erwiderte das Männchen. „Wenn ich was könnte, würden mir die Leute sogar meine Nase verzeihen. Und dann, ich könnte doch vernünftig werden und einsehen, daß sich eine solche Nase nicht wegschminken läßt." Er stöhnte fast. „Das ist ja nicht eine, das sind mehrere Nasen. Aber wissen Sie, was mich am meisten gekränkt hat? Daß mich die Leute ‚Kohn' gerufen haben. Das wird Ihnen unbegreiflich sein. Wer eine solche Nase hat, dem kann's doch gleichgültig sein." Wieder ein Stöhnen. „Der trägt ja gewissermaßen den Namen im Gesicht . . ."

„Auch ist es doch wahrhaftig keine Schande", fiel Sender ein.

„Gewiß nicht. Und dennoch! Als Künstler halt' ich was auf meinen Künstlernamen . . . Als Künstler?" unterbrach er sich wieder. „Als Stümper . . . Und doch, und doch! Aber ich weiß, wer's mir eingetränkt hat. Der Hoheneichen. Hat er's Ihnen nicht auch gesagt, daß ich eigentlich Kohn heiße?"

„Ich erinnere mich nicht!" erwiderte Sender. ‚Wozu den Zwischenträger machen!'" dachte er. „Aber daß Sie selbst es mir gesagt haben, weiß ich ganz genau."

„Ihnen! Sie sind ein Kollege und obendrein auch Jude. Aber das Publikum braucht es nicht zu wissen, da bin ich Amadeus Können und will es bleiben! — Sie lächeln. Recht haben Sie. Und Hoheneichen hat recht, daß er mein Todfeind ist. Ich hab's Ihnen ja schon gestern gesagt: es ist meine fixe Idee, wieder den Franz Moor zu spielen. Diesmal wird's gehen, denke ich, und ich weiß doch, es wird nicht gehen. Die Leute werden lachen oder mir gar alles Mögliche an den Kopf werfen, wie mir auch schon oft geschehen ist. Aber ich lasse nicht nach, und wie ich vor mehreren Monaten wieder Geld von meinem Bruder bekomme — er schickt mir manchmal aus Erbarmen einige Gulden — besteck' den Direktor, daß er dem Hoheneichen die Rolle abnimmt. Der Stickler hat das Geld genommen und ihm die Rolle gelassen, es war beides vernünftig. Aber hat nun Hoheneichen nicht recht, mich zu hassen?"

„Was ist das für ein Mensch?" fragte Sender. „Er hat mir sehr mißfallen."

Der Kleine nickte. „Jetzt ist er ein erbärmlicher Lump — in jeder Beziehung. Aber er ist es doch erst in diesem Jahr geworden. Früher, bei Nadler, hat er sich zwar auch nicht gern daran erinnern lassen, daß er Max Wuttke heißt und Barbiergehilfe aus Leipzig ist, aber das war menschlich. Auch streitsüchtig war er immer, aber sonst kein übler Mensch, ganz geschickt — er weiß doch für einen Barbier gut genug zu reden —, als Schauspieler nicht unbegabt. Die Lumperei hat eigentlich erst hier begonnen — hier ist alles Lug und Trug."

„Das hab' ich schon an den Zetteln gemerkt", sagte Sender offenherzig. „Wie können Sie, ein ehrlicher Mann, solche Zettel schreiben?"

Er erwartete irgendeine Erklärung oder Entschuldigung. Aber er irrte sich.

„Die Zettel?" fragte Können befremdet. „Was finden Sie daran? Die Zettel sind ausgezeichnet! Ich kann sagen: solche Zettel hat sonst keine Schmiere in Galizien. Ohne sie wären wir schon alle verhungert."

„Mag sein", erwiderte Sender gereizt. „Aber es war doch häßlich, daß Sie zum Beispiel gestern auf einer Seite den Juden geschmeichelt und auf der anderen gegen sie

gehetzt haben." Und er berichtete die Äußerungen seiner Nachbarn zur Linken.

„Nun also! Und da reden Sie von hetzen?" Können lächelte schmerzlich. „Ist es erst nötig, die Christen herzuladen, gegen uns zu hetzen? Das tue ich übrigens auch nicht, ich mache ihnen bloß vor, daß das Stück gegen die Juden geht. Das muß sein, sonst gingen sie nicht hinein."

„Und warum hat das Stück für Christen vier, für Juden neun Akte, warum hat Mosenthal für Christen siebzehn, für Juden hundertsiebzig Orden, warum liegt für die Christen das Dorf in Steiermark, und den Juden wird vorgemacht, daß sie es vielleicht kennen?"

„Und das fragen Sie?!" rief Können. „Weil der Jude neugieriger ist, mehr für sein Geld haben will und stärkere Farben liebt."

Sender zuckte die Achseln.

„Übrigens ist da noch manches, was ich trotzdem nicht verstehe. Warum geben Sie den männlichen Statisten und Doppelrollen für die Juden jüdische, für die Christen christliche Namen, während die Frauen auf beiden Seiten christliche Namen tragen?"

„Das ist eine sehr feine Sache, die ich erfunden habe", sagte Können stolz. „Der Jude ist neugierig, wiederhole ich, da wähle ich also Namen, die in dem Städtchen stark vertreten sind. Kohn, Levy, Hirsch, Silberstein. Nun sagen sich freilich alle, daß der hiesige Vorsteher Silberstein nicht plötzlich bei uns als Ruben auftreten wird, aber — sie wollen doch sehen, was dahinter steckt. Hingegen würde niemand glauben, daß eine ehrbare jüdische Frau auf der Bühne mittut. . . . Eine feine Sache, lieber Herr, und sie zieht sehr!"

Sender erwiderte nicht mehr.

Dieses Doppelspiel von Verstellung und Selbsterkenntnis, von ungestümer Ehrlichkeit und überspitzter Schlauheit berührte ihn sonderbar. Schweigend las er den Borszczower Zettel. Der Vermerk über die Direktion war derselbe wie hier. Und es ärgerte ihn dermaßen, daß er nicht schweigen konnte.

„Herr Können", sagte er, „Sie sprachen von Nadler gut und dankbar, warum stehlen Sie ihm dennoch den Namen. Und auf der jüdischen Seite steht sogar: "Direktor Nadler, jetzt heißt er Stickler." Die Leute sollen glauben, daß Nadler seinen Namen gewechselt hat!"

„Daran bin ich unschuldig," beteuerte der Kleine, „das schreibt Stickler vor, und für die Juden ganz besonders, weil Nadler unter ihnen einen großen Namen hat. Und ich esse ja Sticklers Brot."

„Es hat aber alles seine Grenzen. Auch die Unanständigkeiten der heutigen Ansprache hätten Sie nicht schreiben sollen und wenn er's Ihnen zehnmal befiehlt."

„Das hat *sie* verlangt," murmelte Können.

„Die Schönau?"

Der Kleine nickte, sein Antlitz flammte, er beugte sich tief auf das Blatt nieder. „Und was *sie* verlangt, muß ich tun. . . . Wenn sie sagen würde: „Können, spring' in den Dniester" — ich tät's auch. . . . Und das" — er atmete mühsam — „das täte mir lange nicht so weh, wie solche Ansprachen in ihrem Namen zu schreiben . . ."

„Mensch," rief Sender erschüttert, „was reden Sie da?" Nun verstand er, womit Stickler den Kleinen geködert. „Sie lieben dieses Geschöpf?"

Können erwiderte nichts. Sein Atem ging immer rascher, ein Schluchzen brach aus seiner Brust, und nun fiel ein großer Tropfen auf das Blatt nieder und verwischte die Tusche.

„Verzeihen Sie," murmelte er. „Es hat mich so übermannt. . . Ich habe schon lange mit niemandem darüber gesprochen, der es gut mit mir meint. . . . Hier wissen es ja alle, aber sie höhnen mich nur. . . . Und sie haben ja recht . . ."

Er wandte sich ab und trat in eine Ecke. An den Bewegungen der Gestalt erkannte Sender, daß der Unglückliche noch immer mit Tränen kämpfte. Er hätte ihm gern ein Wort des Mitleids gesagt, aber das war doch eine gar zu häßliche und unbegreifliche Sache.

Endlich hatte sich der Kleine gefaßt.

„Ich weiß, was Sie denken," sagte er. „Seine Schauspielerei ist ein Wahnsinn, aber eine solche Person zu lieben, mit dem Herzen zu lieben, ist eine Gemeinheit." Und doch — auch davon komme ich nie los. Einst hat mir der gute Herr Nadler gesagt: „Mein Trost ist nur, ein Fieber dauert nicht lange." Aber das war vor drei Jahren . . ."

„So lange schon?"

„Ja. Damals hat's angefangen. Im Frühjahr 1850 — wir waren in Laibach — da ist sie mit Birk zu uns gekommen, der war damals ihr Geliebter, aber auch nicht ihr erster. Überhaupt glaube ich nicht, daß der unglückliche Mensch viele auf dem Gewissen hat. Dazu war er immer zu nobel und zu gutmütig; er hat sich von den Weibern ruinieren und ausbeuten lassen, nicht umgekehrt. Sie sehen es ihm wohl nicht an, daß er einer der gefeiertsten deutschen Schauspieler war und einer der schönsten Männer dazu — und es ist doch nicht gar zu lange her. Vor fünfzehn Jahren war er noch erster Liebhaber am Wiener Burgtheater, er ist ja noch gar nicht alt, kaum fünfundvierzig. Aber die Weiber, lieber Herr, die Weiber! Er hat ihnen alles geopfert, seine Stellung, seine Gesundheit, sein Talent. Ein Wüstling, sagen Sie, es geschieht ihm recht. Natürlich, aber jammerschade ist's doch! Wenn ich so denke, was er selbst noch vor drei Jahren gekonnt hat in Laibach! Seinetwegen hat Nadler damals auch die Schönau engagiert, sie war eine blutige Anfängerin. Elise Schütz heißt sie und ist die Tochter eines Troppauer Beamten; in ihrem siebzehnten Jahre ist sie von einem Offizier verführt worden, dann immer tiefer gesunken. Endlich hat sie Birk bei einem Gastspiel dort kennen gelernt und mitgenommen. Wie schön sie damals war, ist gar nicht zu sagen. Die Weiber waren mir bis dahin gleichgültig, in sie habe ich mich auf den ersten Blick bis zur Tollheit verliebt. Natürlich hat sie mich ausgelacht; trotzdem und obwohl ich bald bemerkt habe, daß sie auch ihren Geliebten betrügt, hat meine Liebe nur zugenommen. Das hat so zwei Jahre gedauert — ihr Talent hat sich entwickelt, aber auch ihre Verderbtheit immer mehr — Herr, was ich gelitten habe, ist nicht zu sagen. Endlich sagt mir Nadler: „Sie werden nicht vernünftig, so lang Sie beim Theater sind —" und alles andere dazu. Aber da hat mich der Stickler überredet: „Komm' mit" — das war das einzige Mal, wo er „du" zu mir gesagt hat, der Lump — „da bist du täglich mit ihr zusammen, da hast du keine Rivalen." Und die Folge? Noch ein Jahr Folter. . . . O Herr, lieber Herr, so viel kann noch kein Mensch gelitten haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Ins Haus geschneit.

Von Hannamaria Batschewski.

Über die Felder brauste mit wilden Melodien der Nordoststurm, ließ den Schnee emporstieben, trieb ihn in Mulden und Gräben, baute Wälle und Hügel längs der Landstraße und legte breite Schneebänder über den Weg. Im Pribslafer Pfarrhaus saß der Pfarrer im molligen Studierzimmer, das die grünbeschirmte Lampe traulich erhellte und schrieb an einem langen Brief. Es war die Antwort auf die Frage seines Amtsbruders und Freundes im Neckartal: „Reinfried, du Einsiedler oben im Pommerland, wann wirst du es mir nachtun und ein liebliches Gemahl ins alte, lindenbeschattete Pfarrhaus führen?"

Des Pribslafer Pfarrers Feder glitt leicht und schnell über das Papier, doch von Zeile zu Zeile mäßigte sich die Eile, und zaudernd schrieb er den letzten Absatz: „Eine wüßte ich wohl, Edelhard, wenn sie auch deiner elfenzarten Inge nicht gleichen mag, denn sie ist ein starkes stolzes Kind dieses Nordlandes, doch ist sie längst einem andern versprochen und wird sich ihm anverloben. So müßte denn, um mir ein Ehegespons zu geben, unser lieber Himmelsvater eine Braut ins Haus schneien lassen, was kaum geschehen wird. Frage aber nicht öfter, Lieber, denn weh tut die Antwort, auch dem Freunde gegenüber."

Reinfried Gutmann legte die Feder nieder und stützte den Kopf in die Hand. So sah er im Geiste die, der seine hoffnungslose Neigung gehörte und konnte doch nicht eine einsame, tief vermummelte Gestalt gewahren, die durch Sturm und Schnee dem Dorfeingang sich entgegenkämpfte. Der wilde Geselle trieb sein Spiel mit den Läden an den Fenstern des Pfarrhauses, daß sie klappernd aufsprangen und in den Angeln kreischten, bis der Träumende aufstand und das Fenster öffnete.

Der Pastor steckte den heißen Kopf in die scharfe Winterluft: "Was bellen die Hunde beim Schulzen so laut? Kommen da heute noch Gäste? Und nun unser Karo auch?"

Er wollte bei den Worten das Fenster vor neuen Sturmstößen schließen, als eine dunkle Gestalt in den schneeverwehten Vorgarten trat und der Haustür zuschritt. "Zu mir? Dacht' ich's doch!" Er legte den Bügel über das Fenster und trat ins Zimmer. Draußen stapfte jemand den Schnee von den Schuhen. Dann klopfte es.

Auf des Pfarrers: "Bitte schön!" trat der Besucher ein. „Wie geht's dem Vater?" sagte Pastor Gutmann in Gedanken, Maria Hafermann, die Tochter eines Kranken aus der Umgebung, stehe vor ihm, als die Eingetretene die dicke, schneebedeckte Kopfhülle zurückschlug, und der Mann in jene Augen schaute, an die er eben in herbem Leid gedacht.

Er trat betroffen zurück. Susanne Schmeling bei ihm? Tausend Gedanken — kaum geboren, entschwunden — durchkreuzten sein Hirn. Das junge Mädchen mochte seine Miene als abweisend deuten, sie zog den schweren, wollenen Schal wieder hoch. Die hastige Bewegung brachte den Pfarrer wieder zu sich.

Er trat zu ihr und faßte den naßschweren Wettermantel. „Willkommen im Pribslaser Pfarrhause der Klause eines Eremiten, Fräulein Schmeling!“

Sie stand einen Augenblick unschlüssig: „Störe ich Sie? Ich glaubte. Sie sahen so . . .“

„So versteinert aus, nicht wahr? Ja, bei allen guten Geistern, daß Sie von Schmössin zweieinhalb Stunden hierher gehen würden, ahnte ich nicht. Warum ließ Vater nicht anspannen?“

Jetzt hatte er sich wieder in der Gewalt, hatte den leichten Plauderton gefunden, den er Susanne Schmeling gegenüber stets anschlug.

Sie ließ den Mantel sich abnehmen und stand im dunklen Jackenkleid vor ihm.

„Darf ich sprechen, wie mir's ums Herz ist?“

„Gern. Hoffentlich nichts für Sie Trauriges oder Unangenehmes?“ Er schob ihr seinen Sessel vor dem großen Schreibtisch zu, während er selbst im Schatten blieb.

„Vater weiß nicht, daß ich hier bin. Mutter denkt, ich gehe nebenan zu Rothmalers. Wir sind gestern hart aneinander gewesen. Sie wissen, Herr Pastor, von klein auf hat man mich mit Otto Steinhaus versprochen. Die Alten wollen die Höfe zusammenhaben, dann ist eine halbe Million voll. Ich habe bisher nicht widersprochen, so bin ich also für alle Welt so gut wie verlobt. Für Sie auch, nicht wahr? Ich kann den Jugendfreund gut leiden, aber heiraten — nie. Gestern ließ er durch seine Mutter bitten, die Verlobung festzusetzen. Und im April die Hochzeit. Ich habe Vater nein gesagt. Nun will er mich enterben und Lisbeth alles geben. Welchen Grund ich hätte? Nur keine Liebe? Faselei sei das. Bis morgen mittag solle ich bedenken oder aus dem Hause gehen. Meinetwegen mag die Lies alles haben. aber sie ist noch Kind. Und meine Mutter allein lassen, die in steter Angst vor Vaters Jähzorn lebt? Was soll ich anfangen draußen in der Welt? Einen Beruf habe ich nicht erlernt. Da wollt' ich mir hier Rat holen und Sie bitten: Sprechen Sie morgen mit Vater, wenn er zur Kirche kommt. Von Ihnen nimmt er's an.“

Susanne Schmeling atmete tief auf und legte die Hände ineinander.

„Und Sie haben keinen Grund, den Sie Ihrem Vater verschweigen?“

Sie hörte nicht die geheime Angst aus der ruhigen Frage.

„Doch, ich liebe einen anderen.“ Dabei deckte sie die Hand über die Augen, um die Tränen zu verbergen.

Ihn packte ein unbezwingliches Verlangen, ihr Geheimnis zu erforschen. Er stand auf und trat zu ihr in den Lichtkreis der Lampe. „Sagen Sie mir den Namen auch noch?“ Sie schüttelte, legte den Kopf auf die Tischplatte und weinte. „Suse, Suse, wer ist es? Kann es Reinfried Gutmann sein?“

Er hob ihren dunklen Kopf zu sich empor. „Sagen Sie ja, Suse?“ Sie lächelte unter Tränen. „Ich kam den bösen, bösen Weg, um zu wissen, ob Sie mir gut waren oder nicht. Nein — dann wär' ich weit weg gegangen. Merken lassen haben Sie's nie.“

„Susanne, du auch nicht. Lies diesen Brief. Willst du die Wahrheit wissen?“ Sie gab den Bogen lächelnd zurück. „Soll er noch abgehen?“

„Ja, Suse. aber mit dem glückverheißenden Nachsatz, daß Susanne Katherine Schmeling, Tochter des ehrenhaften, aber starrköpfigen Bauern Hermann Schmeling in Schmössin meine liebe, ins Haus geschneite Pfarrfrau werden wird. Ist dir's so recht?“

Da legte sie sachte den Kopf an seine Brust, und er küßte weich ihr braunes Haar.

„Suse, was werden deine Eltern morgen sagen, wenn sie dich von Rothmalers abholen?“

„Vater wird müssen sein altes Sprichwort gelten lassen: Was dir schneit ins Haus, laß nicht wieder aus. Und Mutter segnet uns.“

„Das walte Gott!“ sagte der glückliche Pfarrherr. Draußen sang der Sturmwind sein Freudenlied, das die Fensterläden aufzureißen drohte und die Liebenden in den Garten rief, sie unter Lachen und Scherzen festzumachen.

„Siehst du, wegen dieser knarrenden Störenfriede habe ich selbst mitangesehen, wie mir meine Braut ins Haus schneite“, jubelte Reinfried Gutmann und zog sein Glück unters warme Dach zurück. . . .

Luftschraubenboote als Verkehrsmittel.

In Südamerika und Afrika hat man schon vor dem Kriege in einigen Fällen Luftschraubenboote für einen regelmäßigen Verkehr auf unregulierten Flüssen verwendet. Neuerdings beschäftigt man sich auch in Deutschland mit der Frage, für die Einrichtung eines Schnellverkehrs auf den Flüssen Luftschraubenboote zu bauen. Ob allerdings ein solches Luftschraubenboot erfolgreich mit dem Flugzeug in Wettbewerb treten kann, muß man sehr bezweifeln. Höchstens käme das wohl für den Warentransport in Frage, außerdem für den Vergnügungsverkehr. Für Versuchszwecke ist kürzlich ein Luftschraubenboot bei der Werft von Lührssen in Vegesack gebaut worden, das bei den Probefahrten eine Höchstgeschwindigkeit von 75 km in der Stunde erreicht hat. Das Fahrzeug ist als Einstufen-Gleitboot gebaut, hat 12 m Länge und kann bei 2 Mann Besatzung 14 Passagiere und 20 Ztr. Gepäck aufnehmen. Der Betriebsstoff reicht für 5 Stunden aus, was einer Strecke von beinahe 400 km entspricht. Das Boot ist in der Seitenansicht tropfenförmig, hat also ein gewölbtes Deck. In der ganzen Form erinnert kaum noch etwas an einen gewöhnlichen Schiffskörper. Ganz vorn befindet sich in einer Art schwebendem Netz der Führerstand, ganz hinten hoch oben auf Deck der Motor, ein Maybach von 260 PS Dahinter liegt dann die Luftschraube. Infolge des geringen Tiefgangs könnten sich solche Fahrzeuge ganz besonders für **osteuropäische Flüsse** eignen, beispielsweise für die in Polen nicht regulierte **Weichsel**. Man hat ja aber auch den Plan, auf der oberen Elbe einen Verkehr mit Luftschraubenbooten einzurichten.



Bunte Chronik



* **Ein Wort** rettete einst die Republik Holland. Ludwig XIV. erschien im Jahre 1627 — also vor 300 Jahren — vor den Toren von Amsterdam, welches in diesem Augenblick keinen Widerstand zu leisten vermochte. In der Stadt herrschte die größte Bestürzung. Der Magistrat trat zusammen, um zu beraten, was in dieser Bedrängnis zu tun sei, schließlich war man sich darüber einig, daß man dem König die Schlüssel ausliefern müsse. Im letzten Augenblick bemerkte man, daß der alte Bürgermeister eingeschlafen war und seine Stimme noch nicht gegeben hatte. Als man ihn geweckt hatte, erkundigte er sich nach dem Resultat der Beratung. „Wir wollen dem König die Schlüssel ausliefern.“ belehrte man ihn. „Hat er sie denn schon gefordert?“ fragte der Alte. „Noch nicht.“ „Wenn das ist, meine Herren,“ erwiderte er. „so wollen wir doch wenigstens so lange warten, bis er sie gefordert hat.“ Dieses einzige Wort rettete die Republik, denn die Stadt hat widerstanden.

*

* **Die Straußvogelzucht wird unlohnend.** Die Zeiten, als man in Südafrika noch von „Straußvogelkönigen“ sprach (wie in Amerika von Stahl- und Petroleumkönigen) liegen erst ein oder zwei Jahrzehnte hinter uns und sind doch schon halb vergessen. Damals dachte man nicht daran, daß der Handel in Straußenfedern gänzlich von den Launen der Mode abhängig ist. Damals wurden sogar zur Aufbesserung der Rasse Strauße aus der nördlichen Sahara nach Südafrika eingeführt. Seit dem Kriege in Europa ist der Handel in Straußenfedern stark zurückgegangen. Nach einer Aufstellung der Amsterdamer Zeitschrift „Zuid-Afrika“ waren im Jahre 1924 auf südafrikanischen Farmen noch 206 000 Strauße vorhanden, welche Zahl gegenüber 1913 schon eine Abnahme um 73 Prozent bedeutet. Seit 1924 sind die Preise für Straußenfedern noch schneller zurückgegangen, so daß viele Farmer ihre Vögel geschlachtet und sich auf andere Zweige der Landwirtschaft beschränkt haben. Die Strauße lieferten Biltong (gedörrtes Fleisch), Federn für Damenschuhe und Federdeckbetten. Nur die besten Tiere entgingen der großen Schlachtung. —gh.



Rätsel-Ecke



Auflösung des Rätsels aus Nr. 251.

Spitzen-Rätsel:

D	E	S	J	A	H	R	E	S	L	E	T	Z	T	E	S	T	U	N	D	E
o	n	a	a	s	e	a	l	e	i	i	a	u	ë	l	c	a	m	i	a	i
r	g	n	c	c	u	t	t	i	d	b	n	g	l	s	h	g	z	l	n	n
t	e		h	h		h	e	l		e	z		l	t	e		u		t	s
m	l		t			a	r							e	u		g		e	t
u						u	n							r	n					e
n						s									e					i
d																				n

= Des Jahres letzte Stunde.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.